



Seine Brille.

Von A. Ger.

(Nachdruck verboten.)

Alle Leute behaupteten, er wäre ein armer Teufel; er selbst fand in seinem Innern keine Befriedigung für diese Worte. Denn er lebte oft in einer Welt, von der die Andern nichts wußten, seine Phantasie malte ihm die schönsten Dinge vor, er vergaß es ganz, daß er in einer Dachsblase wohnte, es zogen so viele Gedanken durch seinen Kopf, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun hatten. Und dann besaß er noch einen großen Reichtum, der freilich keine Dube herbeilodete, er hatte ein unerlässlich gutes Herz, er glaubte immer, er hoffte immer, er vertraute immer. Seines Zeichens war er Klavierpieler, er spielte zum Tanz auf und erhielt manchen Einblick in das Leben der Großen. Wenn er ein Schriftsteller gewesen wäre, hätte er viele Geschichten schreiben können über das, was er sah, aber er dachte nur, er schriebe nicht. Beobachtungen machte er genug, freilich waren sie sehr eigenhämlicher Art. Er litt nämlich an Kurzsichtigkeit, und infolge dieses Umstandes sah er die Dinge ganz anders an, als Menschen mit normalen Augen.

Wenn die Leute noch so bestimmt dreinschauten, bildete er sich ein, daß sie freundlich lächelten, daß sie ihm wohlwollend zunickten, während sie sich in Wirklichkeit gar nicht um ihn kümmerten, vorausgesetzt, daß er im Takt spielte. Zuweilen auch, rief ihm einer der Herren zu: „Spielen Sie langamer!“ Oder: „Spielen Sie schneller!“ Oder: „Fangen Sie wieder an!“

„Hören Sie auf!“

Freilich besaß Gustav, so hieß er nämlich, eine Brille, was durchaus notwendig war, wenn er sich auf der Straße nicht der Gefahr, überfahren zu werden, aussetzen wollte. Aber wenn es irgend ging, trug er die Brille nicht, denn er fand, daß sich ihm ohne dieselbe alles viel schöner darstellte, und wenn er je etwas Häßliches sah, hatte er dies immer seiner Brille zu verdanken.

Ubrigens wußte Gustav vielleicht kein so armer Teufel gewesen, wenn er nicht den größten Teil seines Erwerbes der Schwester, einer Witwe mit fünf Kindern, hätte zufunehmen lassen. Jedemal wenn er sie besuchte, machte ihm alles zuerst einen so fremdlichen Eindruck, das hübsche geliehne Sofa, die weißen Gardinen, die gut gekleideten Kinder, aber ach! Die Fremde hielt nicht lange vor, denn kaum hatte er Platz genommen, so sagte die Schwester: „Gustav, lege mal Deine Brille auf!“

„Ach die Brille war das Unglück meines Lebens, denn plötzlich bemerkte er, daß der Bezug des Sophas verdirbt, die Gardinen grau waren, die Ängste der Kinder — sobald seine Brille auf den Gehäusen haftete, bemerkte die Schwester: „Freilich Sie bist wieder durch.“

„Und was heißt das?“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

„Und das heißt, daß ich die Brille nicht anhaben darf.“

was er alles kaufen würde, wenn er ein reicher Mann wäre und empfand darüber eine Freude, als ob er die gemünzten Dinge wirklich besäße. Augenblicklich aber kam ihm der Gedanke: Weiß der Himmel, das Fräulein hat man auch umsonst! Es klopfte an die Thür. Seine Phantasie malte ihm schon wieder etwas Schönes und Herrliches vor, er sah im Geiste die Wirtin mit einer Tasse dampfenden Kaffees.

„Entschuldigen Sie“, sagte der eintretende Wirth, „aber es ist heute der zweite, und von wegen der Wirthin, hm, hm.“

„Ach! Ich dachte, es sei der letzte Tag im Monat, ich habe nämlich keinen Kalender, mein kleiner Knecht hat ihn mir kürzlich bei einem Besuch ausgeführt.“

„Es ist der zweite, mein Herr, der zweite!“

„Bitte, bitte, nehmen Sie Platz.“ Er deutete auf einen wackeligen Behälter, ein Erbstück seiner Mutter. Dann trante er in einer Tischschublade und zog ein Schächtelchen hervor, auf dessen Deckel mit großen Buchstaben geschrieben stand: Wirthin. „Hier, hier,“ er händigte dem Wirth den Inhalt ein.

Dieser zählte nach. „Entschuldigen Sie, es fehlen drei Thaler.“ Gustav setzte die Brille auf. Wahrhaftig, mit einer überaus großen Deutlichkeit erkannte, er durch die scharfen Gläser das Fehlen der betreffenden Gelddstücke.

„Es thut mir wirklich sehr leid“, er starrte hilflos in die leere Schachtel, „ich bin augenblicklich... Sie werden entschuldigen, ich bringe Ihnen morgen das Geld. Heute Abend und den größten Theil der Nacht hindurch spiele ich zum Tanzen aus und da bekomme ich zwölf Mark.“

„Nun, dann morgen, aber morgen erwarte ich sicher die Bezahlung, denn ich brauche auch Geld.“

„Ja, ja.“ Weiß der Himmel, alle Leute brauchten Geld, das war ein Drängen nach Geld! Und was wirklich einen traurigen Eindruck machte, war der Umstand, daß es so schnell weiter sollte von einer Hand in die andere.

Während Gustav noch derartigen Betrachtungen nachhing, wurde die Thüre aufgerissen und sein Freund der Flötenpieler stützte herein. „Die Welt verschlechtert sich mit jedem Tag! Jetzt habe ich mich um eine Anstellung beworben und stattdessen ist sie erhalte, bekommt sie ein anderer, der viel dümmer ist. Es geht keine Gerechtigkeit mehr!“

„Und mit diesen Worten lief er während um den Tisch herum.“

„Verhalte Dich doch, mein Kleiner.“

„Nichts von Verhöhnung; ich will mein Recht haben. Den anderen anzugucken! Einen Menschen der so musikalisch ist, daß er kaum Forte von Piano unterscheiden kann!“

„Ich sollte doch denken, daß er irgend einen Vorzug...“

„Dann nicht gar! Der, einen Vorzug haben! Du bist ein guter Mensch, Gustav, aber Du bist kurzichtig. Du siehst die Welt mit anderen Augen an, Du müßtest immer eine Brille tragen, undodane eine Brille, die Dich ins Innere der Dingen hineinführen läßt, damit Du erkennst, daß stattd eitel Güte, wie Du Dir einbildest, dort Wohheit, Schlichtheit und Ungerechtigkeit wohnen!“

„Behüte mich Gott in Gnaden vor einer solchen Brille.“

„Und Du glaubst, es gehe alles nach Recht und Gerechtigkeit?“

„Das glaube ich.“

„Du bist und bleibst ein Kind!“ Und empört, so wenig Verstandigung gefunden zu haben, eilte der in seinem Künstlerstolz empfindlich verletzte Flötenpieler fort.

Gustav aber träumte; trotz aller Kälte, trotz der Dürftigkeit seiner Bezahlung lebte er mit seinen Gedanken in einer sonnigen glücklichen Welt.

Da kam plötzlich die Stubennachbarin herein und meinte: „Herr Jacobs, Sie zittern hier vor Frost, sehen Sie sich doch zu mir in mein warmes Stübchen und trinken Sie eine Tasse Thee.“

„D sehr gern!“ Wie dauerte ihn der arme Flötenpieler mit seinen düstern Anschauungen, hätte er noch einen Augenblick gewartet, würde er auch eine Einladung erhalten haben, aber es giebt Leute, die nie warten können. Nun war er in die Kälte hausangelassen, während er, Gustav, am warmen Ofen saß. Und was die gute alte Frau Nuhn anbetraf, so hätte man sicher mit der schönsten Brille in ihr Herz sehen können, ohne eine Spur von Selbstsucht zu entdecken. Sie hatte keine Tüchter, umderentwillen sie Männer anlockte, sie hatte nie einen Dienst von ihm beanprucht — nur einmal hatte er ihr einen Lampenruch gestiftet, eine geringe Rente — nein, ihre Aufforderung, ins warme Zimmer zu kommen, entsprang einzig und allein der unegennüßigen und edelsten Menschenliebe.

Gustav hätte sich allerdings die Brille aufzusetzen, er beschickte dann irgend etwas Stührendes zu bekommen.

Es that ihm ordentlich leid, als er sich, eingebend seines Berufs, auf den Weg machen mußte zu der Herrschaft, die ihn zum Klavierpieler bestellt hatte.

Der Saal war bereits angefüllt mit Damen in rauschenden Seidenkleidern, in hübsigen Ballroben, mit Herren in Uniformen und glänzenden Fracks. Gustav blickte etwas beschämt auf sein eigenes Kleidungsstück, das Spuren

eines häufigen Gebrauchs aufwies; aber er spielte die Tänze auswendig, so konnte er die Richter am Klavier ausblenden und besand sich nun, umgeben von grünen Pflanzen in einem dämmerigen Winkel.

Wie glücklich die Menschen alle schienen, wie sie sich freuten und lachten! Es war ihnen allen eine Lust zu leben. Die Dame des Hauses lächelte so süß, er konnte es deutlich sehen, während seine Hände den Tasten einen Balzer entlockten. Und dieses junge Mädchen ward sich verliebte Blicke zu, es besand sich in jenem herrlichen Stadium der ersten Liebe, prächtvolle Rosen leuchteten aus ihrem Haar hervor, ihr Gesicht zeigte den Ausdruck der Güte. Der große Herr, der zwischen den Flügelthüren stand, schlug ein Denter, der hier mitten in dem trüblichen Treiben süßes Pläne zur Beglückung der Menschheit entwarf.

„O wie sie Verliebtenes dachten, diese Menschen bei der Klänge des süßen Wandolinenzwalzers! Gustav Herz weilte sich, indem er gleichsam die Empfindungen Aller in seinem Innern aufnahm.“

„Bitte.“ Die Hände glitten von den Tasten. Gustav griff schüchtern nach seiner Brille. Hier hatte er nichts zu befürchten; die Trauer, die Sorgen waren außerhalb dieser Räume zurückgeblieben, hier konnte er nur das Glück, die Freude sehen. Eines langen, tiefen, durchdringenden Blick mußte er auf seine Umgebung werfen, auf diese schönen Frauen, diese denkenden Männer.

Und er sah. — Die Dame des Hauses gähnte hinter ihrem Fächer; es konnte ihr das niemand verderten, denn als richtige, wirkliche Ballmutter mußte sie fast täglich in Gesellschaft gehen und kam erst bei Tagesanbruch heim. Das junge Mädchen schmolte, sie wandte ihm halb den Rücken zu und sah sehr böse aus. Gustav wußte die Brillengläser mit seinem seidenen Tuch, aber das mußte nichts; sie sah immer noch böse aus und im Ausdruck ihres Gesichtes konnte man deutlich lesen: Er ist schuld an allem, er ist schuld. Gustav seufzte. Wenn das das Ende von der Liebe ist, das man schmollt! Und außerdem könnte man späterhin zu sehen sein und jedes will etwas geschönt haben... Gerechter Himmel — nein! Er betrachtete den Denter und nun los er Schmerz in seinen Jügen. Denn ach; dieser dachte an ein junges Mädchen, das er unendlich liebte und das so arm war wie eine Kirchenmaus. Ja, wenn er selbst reich gewesen wäre — aber er hatte nichts, als das, was ihm sein Beruf einbrachte, und das war augenblicklich herzlich wenig. In Gedanken dividierte er und multiplizierte er, doch die Schlussfolgerung die er ziehen mußte, war immer dieselbe: Unmöglich. Ach, das Leben ist kein Balzer, wo man auf glattem Partett sorgenfrei emhersitzt!

Jemand klopfte in die Hände. Gustav schob seine Brille in die Rocktasche und begann wieder zu spielen.

Und jetzt sah alles wieder anders aus. Die Gansrau zeigte keine Spur von Müdigkeit, sie lächelte süß; das junge Paar warf sich verliebte Blicke zu; der Denter in der Flügelthüre war nicht so schüchtern, nun an sich und an eine andere zu denken; dort bewahrte, sein Aussehen verriet, daß er Pläne schmiedete um die Menschheit zu beglücken.

Gustav versank wieder in eine Welt der Ideale. Alle traurigen Einbrüche, die er empfungen hatte, verdankte er seiner unglücklichen Brille. Ohne diese erschienen ihm alles so schön!

„Ja, es ist ein wahres Glück, wenn man kurzichtig ist!“

Ein romischer Roman.

London, 12. März.

Wieder einmal ist der altenglische Grundriß „Mein Haus — meine Festung“ zur Geltung gekommen, begleitet von Szenen, die dramatischer und exzentrischer nicht erlorn werden können, darunter die Entführung der eigenen Gattin.

Entführungen spielen: noch immer eine Rolle im höheren Gesellschaftsleben, und wenn ihrer neuerdings weniger geworden, so ist die Ursache unter Anderem, daß die „Herren Eltern“ etwas gelernt haben. Da liegt vor mir ein von einer Dame, Miss Bower McDonoghie, einer Reiterin, herausgegebenes Buch „Ladies on Horseback“ (wörtlich: „Damen auf dem Pferde Rücken“). Davin findet sich auf berühmte Entführungen vornehmer Mädchen durch hübsche Keltische folgende Warnung: „Man soll nicht sehr junge Damen dem Reiterunterricht durch Jockeys der Familie überlassen. Biletsch ist ein alter Familienkavalier weniger gefährlich, obgleich er nicht ein sehr feiner Lehrer sein mag.“

Hätte ich das nicht im Druck vor mir, hätte ich diese Zeilen nie geschrieben, denn wir Korrespondenten — als unnahtige Ausländer — werden strikt überwacht von einem Theile der Presse, welche das empfindliche England gegenüber fremd! indischen Bemängelungen darstellt und solche Sünden zerfleischt.

Die eigene Gattin entführt er am vorigen Sonntag. Die Ehe begann schon als Roman. Ein Gentleman aus guter Familie, Namens Jackson, bewarb sich, obwohl er schon die Jahre erreicht, von denen der Psalmist sagt: Je-

gefallen uns nicht — nämlich er war hoch in den Reum- und fünfzigern — um die Hand der hübschen und reichen Wilh. Gail. Die Trauung erfolgte vor fünf Jahren in der Kirche zu Mainzborn ohne Kenntnis der Verwandten. Schon eine Stunde nach der Trauung — die Ursache ist Mythen — schickte sich das Paar zum Abschied die Hände und Jackson fuhr ab — nach Australien, wo er drei volle Jahre geblieben. Sie liebten, wie es heißt, in freundschaftlichen Briefwechsel. Jackson hatte schon früher einmal in Australien gewohnt, sich auf Neuseeland im Kriege gegen die Maori hervorgethan und als tapfere Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg als bewährter „bester Schütz“ gefochten.

Zu Anfang des Jahres 1889 erschien Jackson wieder in England, nahm ein herrliches Landhaus zum künftigen Heim und übernahm seine Gattin, die ihn noch in Australien wählte, mit der Aufforderung, jetzt endlich mit ihm zusammenzuleben. Sie, von ihren Verwandten angefeuert, verweigerte dies fort und fort. Endlich wandte sich der Versuch, an den obersten Gerichtshof, der ihm die Vollmacht gab, „sich in Ausübung seiner ehelichen Rechte zu verfügen“. Umsonst! Die Schöne blieb bei ihrem „Mein!“, und abermals zwei Jahre hindurch „Mein!“ Sie ist „Kirchenpatronin“, d. h. sie wählte den Geistlichen ihres Wohnortes. Als sie nun am letzten Sonntag, von ihrer verheirateten Schwester begleitet, eben ihre Kirche verließ, fuhr ihr eine elegante Equipage vor, aus welcher ihr Gatte mit zwei anderen Herren herausstrang und sie mit Gewalt in den Wagen hob. Die Schwester wollte retten, fragte Allen das Gesicht blutig, wurde aber zu Boden geschleudert, wobei sie in Ohnmacht fiel.

Der Wagen wollte im gestreckten Galop davon und hielt endlich vor Jackson's Villa. Rast wurde die Entführung in das Haus getragen; jedes Fenster zugenagelt und die Thüre verbarriabirt. Der „Freud“, in Gestalt des Gatten der Schwester, eines Advokaten, und mehrere Verwandte, männliche und weibliche, kamen zu Wagen nachgestürzt, aber zu spät; „Mein Haus — meine Festung!“ rief Jackson lachend aus dem Fenster. „Mein Weib — mein Weib! Ich habe genug Garnison im Hause, um die Belagerung wochenlang abzuwehren.“ Die Verwandten wollten einbrechen, aber ein Polizeichef erschien mit 30 Mann und drohte mit Verhaftung, so sie „eines Engländer's Hausrecht“ gefährdeten.

Die Nacht verging. Die Belagerung währte fort. Die Villa stand in telephonischer Verbindung mit der Post-Station und Jackson telephonisch um „Proviant“, den der Geschäftsteile herbeiführten und in Körbe verpackten, die aus dem oberen Fenster herabgelassen wurden. Am nächsten Tage wurde die Polizei um hundert Mann verhehrt, weil es hieß, das Volk wolle den Verwandten befehlen und Jackson mit Gewalt sein Weib wieder abnehmen. Ein Verwandter Jackson's, andererseits ein Geistlicher, der bei ihm wohnt und sich nicht an dem Kommando beteiligte, wurde aus dem zweiten Stock herabgelassen und ging unangefochten seiner Wege. Jackson rief den Belagerten zu: „Meine Frau ist noch lebendig, aber sie beginnt zu planen.“

Also Hoffung!
Und eine zweite Nacht der Belagerung verstrich. Inzwischen hatte der Advokat gegen die drei Gentes im Hause eine Klage wegen Verhinderung seiner eigenen Gattin bei Anlaß der Entführung eingereicht und Verhaftungsbescheide erzielte. Der Polizeichef fuhr hinaus, daß er nach weiteren zwei Tagen das Recht hätte, in das Haus zu bringen, um die Verhaftungsbescheide zu erstrecken. Antwort kam, man werde bald hier ausziehen.

So kam der Dienstag Abend. Inwendig wurden plötzlich alle Zimmer erleuchtet — Gläser klagen und Begehros! Die Fenster wurden aufgerissen und in einem derselben erschien Jackson mit seiner Gattin, welche erklärte, „sie ist jetzt anderen Sinnes geworden und will zufriedener, bei ihrem lieben Mann zu verbleiben bis an's Ende ihrer Tage“.

Mit der Belagerung war's zu Ende — die Advokats-feuer wurden ausgelöscht. Ein telephonisch herbeigeholfenes Musikcorps blinnte frohliche Weisen, darunter das Volkslied „Heim! Süßes Heim!“ an. Alles endete in einem brausenden reichen Nachtmahl innerhalb der „Festung“ und alle Feindschaft hatte ein Ende — mit der einzigen Ausnahme, daß der Advokat, auf den Prozeß nicht verzichtend, laut scheltend davonfuhr, und also noch ein kleines gemüthliches Nachspiel zu erwarten steht.

Ganz England lacht! Francis Broemel.

Am Vorabend des deutsch-französischen Feldzuges 1870/71*.

Zwei Tage nach jener bedeutamen Sitzung des gesetzgebenden Körpers in Paris vom 17. Juli 1870, in welcher eine Creditforderung von 30 Millionen für den Krieg bewilligt wurde, erhielt ich das Schreiben eines Freundes aus Paris, der, wie alle Deutsche dort, die nicht durch geschäftliche Verbindungen gestoppt, seinen Koffer schon gepackt, „Jetzt kommt er Euch!“ hieß es freudig in dem Briefe, „kocht ihn nicht los!“ In der Verblüffung, wie hier Egmont naht, kann er Euch nicht zum zweiten Mal

* Die obige fabelhafte und lebendige Schilderung der letzten Ereignisse vor dem Ausbruch des Krieges, sowie hauptsächlich der ersten Etappen desselben entnehmen wir dem hochinteressanten, im Verlage der Strohburger Drucker- und Verlagsanstalt (vormals H. Schulz u. Co.) erschienenen zweibändigen Werke v. Hans Eschenhagen „Was dem eigentlichen Völkern v. 1870 u. 1871“ einer literarischen Gabe von ganz besonderer Bedeutung. Wir verzichten nicht, ganz besonders vor

sich liefern!“ Und Verblendung war's in der That! Die Reform der französischen Armee war seit Niel's Tode in trägen Händen; ich hatte in Böheim gesehen, wessen die unfähig; war uns die französische Waffe nicht überlegen, der Mann und die Führung waren es immermehr! — Dennoch konnte auch ich mich noch nicht in den Gedanken an den Krieg finden. Der Brief lag noch vor mir, als eine Hand an das Fenster meiner Parterre-Wohnung im Hotel de Rome klopfte. Lieutenant von Dachweden, Adjutant des Prinzen Georg, war vor daselbst geritten. „Machen Sie sich fertig“, rief er, „in zwei Stunden sind wir bereit!“ Er, einer der besten, lebenswichtigen Offiziere, der später das Unglück haben sollte, in einer Straße Berlins mit dem Pferde zu stützen und todt von der Stelle getragen zu werden, er sprengte davon, ohne mir weitere Rede zu setzen.

In demselben Tage noch erhielt ich auch schon die telegraphische Anfrage der „Königlichen Zeitung“, ob ich bereit sei, in dem bevorstehenden Kriege die Berichterstatterstellung für sie zu übernehmen. Eine gleiche Anfrage brachte mir am Abend noch der Telegraph von Wien, von der „Neuen Freien Presse“. — War denn also wirklich der Krieg da draußen schon so weit fertig, während wir hier in Berlin noch nicht daran glauben wollten? — Aber vielleicht war ich's allein, der Alles noch so rosig sehen wollte. Ich hatte mich, ehe ich nach Egypten ging, in Wiesbaden verlobt, hatte damals in acht Wochen wieder zurück sein wollen, und es waren mir acht Monate am All vergangen. Meine Frau erwartete mich, von der Freund Emil Nittershaus lang:

„Die schönste Hof' im Rebeingang
Nahm sich der Hans als seine Frau,
und jetzt stand ein Krieg bevor, dessen Ende nicht abzusehen!“

An zu Hause bleiben war für mich nicht zu denken; die Unruhe hätte mich da nicht gestört. Ich warf mich in eine Droschke und fuhr zum großen Genserkolb, um einige mir bekannte Herren desselben zu suchen. Diese hatten Kopf und Hände voll Arbeit; es wurde in den Bureau gepackd und gerollt; der Krieg war zweifellos; einer der Herren rief mir, mich nur bald um Zulassung zum großen Hauptquartier zu melden.

Ich, der ich die Franzosen bereits in zwei großen Feldzügen von Sieg zu Sieg schreiten gesehen, war auf ein fürchtbares Maß dadurch vorbereitet, aber voll Vertrauen auf unsere Kraft, als ich die Hauptquartiere, ja generalisierenden Kundgebungen der hiesigen deutschen Staaten sah; ich telegraphierte nach Wien meine Bedenken hinsichtlich der Haltung des Herrn von Beust dem Kriege gegenüber, und zwei Tage darauf ließe man mir um die hiesige Nachmittagsstunde einen Zettel an die Mauer des Hotels hängen, in dem ein Fenster, der die wenigen, aber verhängnisvolleren Worte enthielt: „Frankreich hat Preußen den Krieg erklärt.“

Wir standen also vor einer Thatfache, deren Tragweite die unmittelbar nächste Zukunft in grauenhaftem Myster barg. Heilig bewegt schaute ich hinter dem Palast des Königs, Tausende von Menschen sammelten sich oben vor demselben; aber kein Laut der Selbstüberhebung, der Brutalität ward vernommen; Allen sah das Herz an der Kehle, das Lang aus dem Hurrath, das endlich Einer antimmte und taufenbüßendes Gethöse, da während man eben jetzt in Paris auf den Boulevards „a Berlin!“ schrie, war sich hier Jeder des hohen Entschusses dieser Stunde, der Pflicht bewußt, zu der ihn das Vaterland rief, und ging dann schweigend nach Hause, um mit schwer pochender Brust Weib und Kind zu umarmen, von deren Seite schon der nächste Tag ihn rufen sollte. Es war eben das Volk, der Vater, der Sohn in Waffen, die Mutter, die Kinder in Angst und Thränen. Aber was unabwehrbar, mußte getragen werden.

Während ich erschüttert noch am offenen Fenster stand, trug mir mein Vorgesetzter schon den Mantelack herein. Auch er vermochte kaum ein Wort zu sprechen. „Ich will heute Abend schon zu meinem Regiment!“ brachte er endlich hervor. „Aber“, dabei leuchteten ihm plötzlich die Augen auf — „wenn's denn sein muß, in Gottes Namen!“

Die Stimmung des Volkes an diesem Abend zu beschreiben, wäre unmöglich. Es lag ein schwerer Druck auf allen Gemüthern. Kein Laut des Uebermuths, eines profanen Egoismus vernehmen in den Straßen; selbst die Berliner Gassenjugend begriff den Ernst der Lage.

Wir trafen uns am Abend an unserem Sammelplatz bei Luther und Wagner. Auf Aller Mienen lag eine gewisse Festerlichkeit, die Erkenntnis und Würdigung der bevorstehenden blutigen Aufgabe; man war ja längst auf das Gehehene vorbereitet, hatte aber nicht erwartet, daß es so schnell herabbrechen werde. Stadtgerichtsrath W., einer der größten Gourmets, rief endlich, als die Sache genugsam behprochen: „Meine Herren, da an Schlafenszeit doch vorläufig nicht zu denken, habe ich Sie zu einem Glase Wein bei mir ein! Ich erwarte Sie am zehn Uhr!“

Wir kamen natürlich, denn kein Weinteller war einer der erlesensten. In den Straßen fanden wir dieselbe ruhige, bewußte Stimmung; sie waren sogar auffallen leter, denn was nicht in den Wirtshäusern sah, die heute natürlich überfüllt waren, das hatte mit sich und den Seinen dabeln zu thun. Und wir trennten uns denn auch im Morgengrauen erst, als W. uns erklärte, seine besten Karten glanzen zur Reize.

Wenige Stunden später sah ich im Coupee, um in Wiesbaden meiner Frau Abschied zu sagen. Dort fand ich im Bahnhof schon ganze Belege von Reiteroffizern, die befördert sein wollten, denn ein saure qui peut war sofort nach Bekanntwerden der Kriegserklärung unter den Kurgen ausgedreht. Die den Frieden schon vor Mainz

an einem Tage ihre Beförderung. Am nächsten Tage war ich in Coblenz bei General von Goeben, dem Kommandeur des 8. Armeekorps, um mir meine Legitimation zu holen.

Zu Tausenden strömten sie hier bereits zusammen auf des Königs Ruf. Auf der Rhein-Rhede-Bahn brannten die Beschlede die Nacht hindurch, in der mich ein schwer belasteter Zug zur Grenze trug, und auch hier sammelten sie sich aller Orten zu den Zügen. Tausendstimmig schallte die „Wacht am Rhein“ durch die Nacht, eine Stille aber herrschte in Saarbrücken, als ich im Morgendünkel von dem schlafartig dahinegenden Bahnhof in die Stadt schritt.

Die Gerüchte waren natürlich den Ereignissen vorangeeilt; Saarbrücken, so heik es unterwegs, sollte durch eine Ueberrumpelung schon genommen, Saarbrücken bereits in den Händen der Franzosen sein. Ich selbst hätte mir in diesem Morgendünkel nicht sagen können, in wessen Händen diese Stadt sei, denn kein lebendes Wesen begegnete mir. Auf das Hotel Hagen zukehrend, sah ich vor demselben ein Strohlager, amüsantes einen Posten; aber war's Freund oder Feind? Zu meiner Verwundung erkannte ich im Halbkreis die preussische Uniform, einen Unteroffizier des 40. Regiments, der am Posten des Thorenges lehnte, während die Schildwache zur Seite träge hin und her schritt. Auf meine Frage, wie es hier sehe, sagte er mir, es sei noch nicht weiter vorgefallen, als daß draußen vor der Feldwache ein französischer Offizier vom Sattel geschossen worden; indeß sei gestern Abend die Meldung gebracht worden, die Stadt solle in dieser Nacht überfallen werden.

Diese Nacht war nun schon vorüber; das erste Morgengrauen erhellte den Himmel. Ich warf mich in meinem Zimmer auf ein Sofa, um den Tag zu erwarten. Um sechs Uhr begab ich mich durch die Stadt nach dem hoch gelegenen Ezerlagerplatz, wo die feindlichen Feldwachen einander gegenüber liegen sollten. Die Metzger, vor denen nur das zweite Bataillon in der Stadt war, lagerten im Strohhof, die Bevölkerung hatte sich auf dem Abhang gelammelt, um auf die feindlichen Posten hinauf zu blicken. Der Lieutenant von der Feldwache erzählte mir, es sei bis jetzt nur Nachricht gekommen, der Feind sei von Sied mit 1500 Mann bei Berl über die Grenze herangebrochen, aber von unsern Jägern zurückgejagt worden. Die Garnison von Trier hatte daraufhin schon Ordre zum Abmarsch erhalten.

Um mich sofort an der Grenze zu orientieren, sah ich um 8 Uhr bereits in einem nach Trier abgehenden Militärzuge, den letzten, wie man glaubte. Auch auf diesem Wege fand ich noch Alles still; nur an einzelnen Punkten, an welchen die Bahn die französische Grenze kreuzt, schossen die französischen Feldwachen in unsere Coups's. In Trier, meiner Vaterstadt, am Abend eintreffend, suchte ich den Kommandirenden, den General von Barnewitz, mit dem ich 1866 in Walsenburg das feindliche Rencontre gehabt. Die Garnison stand marschbereit, die Bevölkerung stand in bangter Erregung, die Stadt aber war so stille, daß ich, nachdem ich im Hofen Hause mit den Offizieren vergeblich „Mühsalbelegen“ getrunken, die breite Simeonstraße nicht erkannte, als der Adjutant Arentmann Gethöse so freundlich war, mich zu jenem Vater, einem höheren Polizeibeamten zu führen, wo ich auch Nachricht erwarten sollte, ob in der Nacht noch ein Militäzug nach Saarbrücken zurück abgelaufen werde.

(Schluß folgt)

Räthselede *)

Räthsel.
Ich bin des Menschen höchste Plage,
Ein böser, gefährlicher Gast,
Bergalle ihm die frohsten Tage
Und mache das Leben zur Last.
Ich rette ihn der Fremde vom Herzen,
Herzangebote in Gift den Wein;
Er pflegt mich mit bitterm Schmerzen,
Ich lebe nur von seiner Wein.
Und glaubet er mich freudig verborgen
In ferns Büdens letztem Grund,
Er geben Dualen sich und Sorgen
Doch deutlich in dem Anflitz fund.
Sah nur ein einzig Zeichen schwinden
Und es entleide die Drecksackeln.
In ihrer Stelle wird zu finden
Die böhe, heilige Gewalt.
Die als der Wahrheit heiliges Siegel
Geheht mich durch alle Zeit.
Sie ist uns des Gewissens Spiegel;
Wird sie verbrochen, entweicht
Ergreift Entsetzen uns und Wehen.
Denn wer sie macht zum freuden Spott,
Der löst das Sühnlächel im Leben,
Vertreibt die Menschen — lästert Gott.

Die Aufschlungen folgen in nächster Sonntagsnummer.

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einreichen, werden dann auch veröffentlicht.

Aufschlungen der Räthsel und letzter Sonntagsnummer.

Aufschlung des 1. Räthsel's: Amiel, Selma, Salem, Selam.

Aufschlung des 2. Räthsel's: Weiland.

Aufschlung des 3. Räthsel's: Es, Sie.

Aufschlung des 4. Räthsel's: Treue, Neue.

Richtige Lösungen: 1, 2, 3 und 4: Ernst Schaefer, 1, 2, 3 und 4: Friedrich Scher, 1, 2 und 4: O. Dreuhaupt.

*) Nachdruck verboten.

Beantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

